Zeitschrift: Schwyzerlüt : Zytschrift für üsi schwyzerische Mundarte
Band: 5-6 [i.e. 6] (1943-1944)
Heft: 5-8

Artikel: Warum schreibe ich Mundart?
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-180033

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

3. O, ich tue der nüüt mih z'leid.
Bin e Bott vum Schwyzergeist,
Los, was hät der Meischter gseit?
Schwyzer Schuester, blyb bim Leischt!

4. Wie säb Aschebrödel due,
Weisch i säber Märligschicht,
Tanze cha i guldne Schueh,
Gad so miß der aa ds Gedicht.

5. Mängmal han ich mit der tanzt,
Tüüf im Traum, i blauer Nacht,
Druf am Tag mis Gwächs verpflanzt,
Zytigtüütschi Värsli gmacht.

6. Äber hüt, du liebi Bruut,
Bring der ja der guldig Schueh.
So chännd d'Rose nachem Chruut,
Dörfsch jetz andri Arbet tue.

7. Lueg, er paßt wie 'gosse guet!
Häsch e fyne, flingge Fueß,
Schwäärs u doch so süttigs Bluet
Und e sunneluutre Grueß.

8. Schüü sind d'Händ und fesch der
Bätte chännd si, schaffe au. [Trugg.
Chumm, o chumm, ich laß nüd lugg.
Säg doch ja und wird mi Frau.

9. Bisch nüd gschuelet, 's isch mer glych.
Häsch es Gmüet wie schüüchi Chind.
Au das Ruuchi macht di rych,
Und das Herti tunggt mi lind.

10. Bringsch as Usstüür alti War,
Isch es doch vum beschte Holz
Und der Schatz vo Wort so rar
Wie der guldig Puurestolz.

11. Lueg mich aa mit offnem Bligg,
Duur und duur wie Sunneglanz!
Ja, i dim Aug isch mis Gschigg.
Chumm, mi Schatz, zum Hochsettanz.

12. Du liebi, gueti Mueter Schwyz,
Di Tochter hät e rächte Ma.
Am glyche Gmüet und Glaube lyts,
Am Schaffe und am Gärehaa.

Us em „Stammbuech" v. Georg Thürer.

Und jitze ghöre mer no, was es paar Schriftsteller antworte uf d Frag:

Warum schreibe ich Mundart?

(s. »Der kleine Bund« Nr. 15, 8. April 1928, Simon Gfeller zum 60. Geburtstag)

Rudolf von Tavel. Da nun die meisten meiner Figuren Berner sind, so komme ich der Vollkommenheit ihrer Darstellung am nächsten, wenn ich sie bärndütsch reden lasse ...

Ich schreibe also nicht Mundart, weil mir das Bärndütsch Spaß macht, sondern weil die Mundart der wirksamste Ausdruck für das ist, was ich sagen möchte, und mir am besten hilft, aus meiner Erfindung ein echtes Kunstwerk zu machen.

Daß diesem Vorteil der Mundart eine gewisse Begrenzung gegenübersteht, will ich gerne zugeben; aber ich glaube heute, nach bald dreißigjähriger Praxis im Mundartschreiben, daß diese Begrenzung ihren wahren Grund weniger in objektiven Schranken als in der Unzulänglichkeit unseres Könnens habe.

Daß man durch die Mundart auch erschüttern kann, gründlich erschüttern, das steht außer allem Zweifel. Und darum wiederhole ich, die Grenzen ihrer Wirksamkeit sind mehr subjektiver als objektiver Natur. An der Mundart liegt es nicht, wenn wir, uns ihrer bedienend, noch nicht das Höchste erreicht haben. Es liegen noch viele ungehobene Schätze in diesem tiefen Schacht.

Zum Schluß möchte ich noch sagen, daß die Pflege der Mundart mir im Hinblick auf unsere alltägliche Umgangssprache geradezu als eine Pflicht vorkommt. Nichts ist so geeignet, das Nationalgefühl zu beleben wie eine eigene Sprache, die das Volk von seinen Nachbarvölkern unterscheidet und ein ihm vorbehaltenes, geistiges Eigentum bildet. Diese Sprache rein zu erhalten, scheint mir eine schöne Aufgabe zu sein. Es wird kaum je dazu kommen, daß unser Bernervolk das Hochdeutsche als Umgangssprache sich aneignet. Tragen wir also Sorge, daß die Mundart nicht durch Nachlässigkeit oder Vermischung mit eingeschleppten Brocken verhunzt werde!

Otto von Greyerz. ... Aber wenn ich trotz meiner literarischen Bildung, die ganz im Bereich der Schriftsprache befangen war, dennoch die Mundart für meine Lustspiele wählte und dieser Sprachform (mit zwei oder drei Aus-

nahmen) treu blieb, so geschah es, weil die Mundart mir der sicherste Weg zu einer wirklich schweizerischen Theaterkunst schien. Der Weg, nicht die Erfüllung ....

Die Mundart hatte aber für mich (wie übrigens sicher auch für andere, die sie nicht für eine Titi-tati-sprache halten) noch einen stärkeren Reiz: den der Schwierigkeit. Es gibt vielleicht naive Leser, die sich denken, nichts sei leichter als Mundart zu schreiben, d. h. wie einem der Schnabel gewachsen sei. Aber erstens: Auch die Mundart schreibt man nicht mit dem Schnabel, und zweitens: Nichts ist schwerer als für die Welt der zarteren Gedanken und tieferen Gefühle eine Sprache zu finden, die echt mundartlich und naturwahr und zugleich bühnenwirksam sein soll. Das Schriftdeutsch der höheren Literatur hat für alle Seelenvorgänge seit zweihundert Jahren (!) einen unerschöpflichen Vorrat dichterischer Denk- und Sprachformen ausgebildet, ein Erbteil, von welchem jeder heutige Schriftsteller zehrt; der Mundartdichter dagegen, wenigstens einer, der über das Titi-tati des Alltags und Großrats hinaus strebt, muß sich diese Ausdruckswelt erst schaffen (!). Auf dem Gebiet des ernsten Schauspiels und des Trauerspiels, ja auch des feineren Lustspiels, des Gesellschafts- und Sittenstückes, des dramatischen Idylls, allegorischen und symbolischen Spiels, der historischen Novelle und des Romans gibt es keine mundartliche Ueberlieferung; hier muß Neuland erobert und angebaut werden; hier muß der Rohstoff der Volkssprache von Schlacken befreit und in Kunstformen gegossen werden. Davon haben freilich unsre Mundartschwankdichter, die im trüben Tümpel der Vereinstheaterei ihre Tantiemen fischen, keinen Begriff. Was an der Mundart arbeiten, mit ihr ringen, sie bemeistern und dadurch veredeln heißt, das lehrt uns von den Lebenden keiner so wie Simon Gfeller.

(Red. Das sötti alli »glehrte Kritiker« chüstige, bevor sie jedem, wo sech für ds Schwyzerdütsch tuet wehre, wei am Züg flicke. Mier hei no gar e kei rächti »Tradition« und e kei Schatzchammer vo »Dänk- und Sprachforme« für d Mundart. Jede Dichter mueß sy »Usdruck« sälber suechen und forme.)

Josef Reinhart. Wenn ich sagen sollte, warum ich Mundart schreibe, so könnte ich mit einem Satz antworten: weil es meine Muttersprache ist! Damit wäre eigentlich alles gesagt, und doch nicht genug! ....

Auch die Urpoesie der Menschheit tritt in der Sprache der Mutter vor die Seele; sie gibt dem unscheinbarsten Ding, dem kleinsten Erlebnis mit Klang und Rhythmus den Goldglanz des Sonntäglichen (und nid vom Wärchtigchittel! Red. s. S. 84).

Mir ist es, als ob ich für mein Leben aus dem lebendigen Quell der Muttersprache die wertvollste Mitgift empfangen hätte, aus dessen Tiefe ich immer und immer wieder schöpfen könnte. Und so scheint es mir, neben der Lust am Schildern, neben dem Drang, Erlebtes zu gestalten ein schönes, wenn auch bescheidenes Ziel, in der Mundart zu schreiben, ein Kleines mitzuhelfen an der Wiederbelebung der alten Gepflogenheit des lebendigen Erzählens, Singens, Ratens, Beratens im häuslichen Kreise ....

Und so darf auch die Mundart, will sie zum Volke reden, nicht nur kurzweilenden Heimatschutzdienst leisten. Nein, sie soll in die dunkeln Tiefen dringen, damit die besonnten Höhen immer heller leuchten; sie soll die Ziele des Eigen- und Gemeinschaftslebens zeigen, erschüttern wie die Stimme eines ernsten Hausvaters, aber daneben mit dem Seelenton der Mutter den Glauben an die Kraft des Guten lebendig erhalten.

Hans Zulliger. »... Wenn du nicht berndeutsch lesen kannst, so erlerne es, das ist kein so großes Kunststück. Lies mal ein Dutzend Seiten, dann geht es von selbst. Ueberzeuge dich: Deine Kinder lesen die paar berndeutschen Stücke, die man in die Schulbücher aufgenommen hat, bald mit ebenso großer Leichtigkeit, wie die schriftdeutschen.« (Red. Das isch es äbe! I der Schuel wird me fasch numen uf Schriftdütsch brichtet und agleitet! Und nachhär

sötti de alle e »reini« Mundart reden und tel sen au no schribe! I der Schuel ghört me mängisch vo allem, nume nüd vo der Heimatsprach!)

.... Bis man auf dem Lande — nicht allein nur in den wenigen bedeutenden Verkehrszentren — die berndeutsche Sprache gegen ein Mischgemasch von Mundarthochdeutsch abtauscht, wird es noch eine geraume Weile gehn, wie wir schätzen. Und schließlich kann man auf keine andere Art besser sagen, wie ein Volk denkt und fühlt, als in seiner eigenen Sprache — diese ist der Spiegel seines Wesens, seiner besonderen Art, seines durch die einmalig gegebene Landschaft und Beschäftigungsweise bedingten Charakters.

Der eigentliche Grund ist damit nicht angeführt: er ist ein Gefühlsgrund! Und neben ihm schwinden alle noch so klugen Tifteleien (Red. gegen die Mundart) in eine leere Haut zusammen.

Wir haben einfach unsere rauhe, weniger pomadisierte, holzschnitthafte, von keinen Literaturspenglern polierte Sprache gern! Es ist eine Lust, sie auszuschöpfen, mit ihr zu formen, unsere Gestalten darin sprechen und handeln zu lassen! Nur in unserer Mundart glauben wir an unserem Volke unsere Berufung zu erfüllen. Hochdeutsch ist für Bernerart schon etwas Fremdes, in ihm weht schon der Wind anderer Gegenden, und wo fremder Wind weht, da fühlen wir uns nicht restlos zu Hause. In der Liebe zu unserer Sprache liegt die Liebe zu unserer Art. (Vgl. Hans Zulliger im »Kl. Bund«, Nr. 52, 27. Dez. 1942: »Der Dichter und die Gemeinschaft«, S. 410.)

Alfred Fankhauser. Ja, dennzemal han i mängs probiert! Zom Byschpiel bin i zu Bäntelin ga Pümpliz ggange u ha ne gfragt, gob me nid e bärntütschi Zytig chönnt usegäh ... mir sygi sicher grad so guet e Nation u higi grad so ne natürligi Nationalsprach wie d Holländer u de ersch no die Vläme da zwüsche Antwärpen u Brüssel inne. Aber Bänteli het mer gschriebe, mit settige Flausen im Grind chönnt är arm wärden u i vor der Zyt grau. U derzue müeßt me no iine finde, wo d Wält oder uf all Fäll d Schuelen i sächzäche Kantön zunderobe gheiti, u d Lüt andersch lehrti läsen u schribe. U das hiig e Nase, we me däich, wie gnue daß es dene Chnuble gang, ds Abc numenafen es iinzigs Mal z lehre ....

Hochtütsch oder bärntütsch, i hät nume welle schrybe, wenn i derby hät chönne gluube, mir chönni mit Büecheren u nachhär mit Zytigen üsi Sprach rette. Wenn i mir hät chönne derby täiche, mir redi nid i hundert Jahre so ne Dialäkt, wie ne ietze d Schwobe hinder em Schwarzwald rede. So ne lächerligi Red, wo me dreiviertel dervo i dene schlächt gschriebne Blettline cha finde. Für ne verlorni Sach ... o nii ..! I ha dra täicht, di *ganzi Bibel* bärndütsch use zgäh, u der *Shakespeare*. Dir müeßit wüsse, was dir mit üser Sprach alls chü afah, hani täicht! Dir müeßit iis luege!

Aber das isch mer kurios ggange mit settige Gidanke. I ha gseh, daß Bänteli het rächt gha. U destwäge han i ufghört. Bänteli isch nid numen iine, es sy all so gschyd. (!) Es drucken all nume das, wo d Lüt läse, u d Lüt läse nume so, wie sies i der Schuel gläse hii, u d Schuel isch wie ne Wagen ohni Vorderredig, mit vier Hinderreder, e so ne Wage, wo me nid cha chehre. Wenn er i iir Gredi fahrt, so fahrt er äbe nid sytlige. Gwüß my Tüüri fahrt nüd so gradus wie üsi Schuel! Mir sy däm Hochtütsch verchuuft wie ne Puur de Hypotheegge. Es löst is kene, u wenn er no so schön bärntütsch schrieb. *Drum han i ufghört.* (Red. Leider Gottes! Da hei mer's. Der A. Fankhauser isch ds Bispil vom ne treuen und überzügte Mundardtfründ, wo der Muet und der Glaube verlore het, will i de Schuele und i de Zytige nüd oder fasch nüd gscheht für ds Schwyzerdütsch!)

Emil Balmer. Aber, i glaube, mi chönn o ds Fynschte u ds Töüfschte ganz guet i der Mundart usdrücke. Vil meine ging no, mi schrybi bärndütsch, für d'Lüt mache z'lache. Humor darf u soll derby sy, sicher — aber i ha vo Afang a druf gha, ds Grobe u ds Urchige nid äxtra vürez'chehre. Es cha's ja öppe gäh, daß men öpper mueß la grob rede, we me d'Lüt treu wott schildere, aber ds Groblochtige u Ruuche darf doch nie zur Hauptsach wärde.

I ha afa bärndütsch schrybe, wil i ds Gfüehl ha gha, es chuunt bi mir besser vo Härze, u was i gmerkt ha, findt d'Mundart zu guete Härzen o der Wäg.

Karl Grunder. Warum ig ha agfange bärndütsch schriebe? Am beschte begryflig chönnt ech das mache, we dihr einischt ame e schöne Summernamittag mit mir uf d'Hammegg uehe chämet, i mis Jugetland.

Dominik Müller.

Werum i Baseldytsch als schryb?
I waiß es sälber nit.
Es isch mer aifach wohl derby,
's klingt gar vyl Haimeligs mit ...

«Hochdytsch säll sin gsägti Brätter, Mundart isch e Wald im Saft«, sagt unser alemannischer Nachbar Burte herrlich. Wenn meine Stadtbasler Mundart auch eher ein bescheidenes Hölzli ist als ein Wald im Saft, wie die beneidenswert reiche Mundart unseres Jubilars, so ist sie doch ein Stück Natur und mit ihr fühlte ich mich endlich in meinem Element. Und mir gingen auf einmal allerhand Lichter auf über ihre mächtigen Vorzüge vor der festgefügten, steifen Schriftsprache. Wie prachtvoll phrasenlos, schlicht und doch farbig, innig und witzig konnte man da etwas sagen, daß es geradewegs zu Herz und Geist sprach! ....

Es komme mir einer und behaupte, unser Baseldytsch klinge häßlich! So habe ich denn namentlich gewisse Dialektszenen vor allem aus Freude am verblüffenden heimatlichen Wohllaut geschrieben ...

Meinrad Lienert. Mein erstes Buch bildeten Erzählungen in heimischen Mundarten ... Gewiß ist, daß ich mich an der Dialektprosa herzlich erfreue.

Dramatisches, das ja auf der Bühne wieder »mündlich« wird, habe ich auch in Schweizerdeutsch gerne geschrieben.

Was aber die Gedichte oder genauer: wenigstens die Lieder angeht, so mußte ich sie mundartlich dichten. Es erging mir mit ihnen wie den Bergbächen mit dem allereigensten und wohl auch besten was sie haben, mit den kleinen, rotgetupften Blauforellen, die nicht in den allgemeinen Strom hinein mögen noch können, die einfach Bergforellen sind.

Fritz Liebrich. Die Frage: »Warum schreibe ich Mundart?« greift bei näherem Zusehen so tief in das Eigenleben eines Mundartschriftstellers ein, daß sie gar nicht einfach zu beantworten ist. Denn ich glaube, ein Mensch muß eine bestimmte Entwicklung durchmachen, ehe die Mundartdichtung zu ihm kommt ....

Schließlich brach die Dame in Staunen aus: eine derart rhythmische, klangreiche Sprache (wie Baseldytsch) habe sie noch nie gehört, ihr sei, als ob sie lateinische oder griechische Verse vernehme. Obschon der Vergleich in seiner Art stark genug sein mochte, hatte sie recht. Ich begann auf diesen Rhythmus zu achten und entdeckte ein sprachliches, neues Instrument des Ausdrucks. Dieser Klang packte mich, ich fing an, Mundartverse zu schreiben. Es wurde mir bewußt, daß es seelische Komplexe gibt, die nur durch Mundart gelöst werden können. (Red. We das numen anderi au merkti, wo's nötiger hei als der Fritz Liebrich!)

»... Aber ich bitte Sie, diese spröde Sprache des Alltags ist keine Sprache des Gefühls! Sie kann gar keinen Ernst tragen, ohne lächerlich zu werden!« Diesen Einwurf erhob ein mir befreundeter, feingebildeter Architekt. Da wurde mir der Zwiespalt unserer Eigenart klar: Wir sind zweisprachige Menschen und teilen unser Dasein in ein höheres und ein niederes. Und als das niedere (!) bezeichnen wir unser ureigenes Wesen. Der Ausdruck unserer Ergriffenheit, unserer Freuden und Leiden sollte unmöglich sein in unserer Sprache? Das kann nur literarische Verbildung (!) behaupten. (Red. Bravo!) Freilich: Daß die Mundart nur von einer beschränkten Zahl verstanden werden kann, damit muß sich der Mundartschriftsteller abfinden.

Aber warum schreibe ich dennoch auch fernerhin Mundart? Wie in einem unbekannten Musikinstrument schlafen darin Rhythmen und Klänge, die noch nicht geweckt sind. Es schlafen noch in uns Gefühlswerte, welche nur durch die ihnen gemäße Sprache zutage treten können. Das ist meine Ueberzeugung. Ich freue mich auf den Großen, dessen Geist das Schlafende zu wecken vermag. (Red. Es isch numen schad, het der *Meinrad Lienert*, — wo halt au het müesse ässe und läbe als Dichter, nid nume verhungere und stärbe — syni große Büecher nid i Prosa gschriebe. Er hätti villicht dä ganz Groß chönne si, wo üs e »Nationalliteratur« uf Schwyzerdütsch hätti chönne schaffe und schänke.)

* * *

I glaube, für einisch chönnt es gnueg si a däne Züge *für* ds Schwyzerdütsch. — Es andersmal tüe mir gärn die Chronik vo wahrhaftige Mundartfründe non e chli witerfüere.

Für hüt möcht i nume no einisch bherte: Es steit no *ganz bös* um üsi schwyzerische Mundarte. Me mueß sech sogar frage: *»Isch üses Schwyzerdütsch nid scho verlore?«* Wie me bis jitze bi üs derfür isteit, nützt no vil zwenig und isch wäger nid gnueg. Wenn z. B. e *Lehrer* i der *Schuel* e chli uf Schwyzerdütsch redt, so isch das scho zgfährlech und zvil. — Für d biblischi Gschicht, für d Schwyzergschicht, für d Geographie und d Heimatkund dörft me sauft d Mundart bruche; au bim Chopfrächne geit's ganz guet.

Im *Kt. St. Galle* (s. Schweiz. Lehrerzeitung Nr. 4, 28. Jan. 1944, S. 55) het aber z. B. der »Erziehungsrat« im ne »Kreisschreiben« verlangt, me dörfi d Mundart nume *»gelegentlich«* (!) i de mittlere und obere »Primarklasse« bruche, will der »obligatorisch Lehrplan« (us em Jahr? chönnt me dä nid e chli ändere? Red.) scho i der zwöite (!) Klaß »die Überleitung aus der Mundart in die Schriftsprache verlange«. Me heigi's übertribe (? Red.) mit em Bruche vo der Mundart i der Schuel. — Derbi glauben i, daß men au i de meiste St. Galler Schuele fasch nie öppis uf Schwyzerdütsch tuet läsen oder erzelle.

Wo sölle de di arme Schwyzerchind öppis über ihri Heimatsprach lehre und wie sölle se sie später au schätzen und ehre, we d Mundart i der Schuel so wenig gschätzt, brucht und gar nid erchlärt und glehrt wird?

Und derbi tuet me sech de no verwundere, we d St. Galler a der »Landi« 1939, sovil i mi ma bsinne, im Augste mit em ne *schriftdütsche* Spruch ufgrückt si. — D Red vo der Bundesfyr het me 1939 äben au uf schriftdütsch ghalte. I ha das uf em Chlosterplatz sälber ghört. — Es isch sicher nid so liecht, im Kt. St. Galle e Mundartfründ zsi trotz em Notker, wo Alemannisch dichtet het us em Latinische.

* * *

Wie guet es üsne Mundartdichter mit ihrne Manuskript und Büecher geit, cha men im „Luz. Tagblatt" (12. Febr. 1944) läse:

Unsere verschupfte Mundartdichtung.

Die Schweizer sind das einzige (!) Volk auf Erden, das Erzählungen, Romane, Gedichte in seiner eigenen Muttersprache *nicht* schätzt. Das ist ein kaum verständliches und bedauerliches Kuriosum, das die Schuld daran trägt, wenn wir zum Beispiel im Kanton Zürich und auch anderswo (eine Ausnahme bildet *Bern*), verschwindend wenig Dialektliteratur, besonders Prosa, besitzen. Man kann es den Schweizer Schriftstellern nicht verargen, wenn sie, oft *entgegen* ihrer Begabung, sich nach dem Geschmack des Publikums richten und lieber in der Schriftsprache schreiben, als zu riskieren, daß sie keinen Verleger finden, weil diese wiederum fürchten, keine Käufer für ein Dialektbuch zu finden. Welchen Leidensweg mußte zum Beispiel (der Verfasser hat es uns selbst in einem Vortrag bekannt) Albert Bächtolds »Tischtelfink« gehen,